

## Ein Kabinett kluger Köpfe

Philipp Osten

o. li. Schädel und Pflanze als Attribute des Arztes. Aus der christlichen Ikonographie entlehnt war zunächst die Lilie Symbol für Weisheit und Gerechtigkeit im Gelehrtenbild. Die hier von dem Nürnberger Arzt **Michael Roethenbeck** gehaltene Tulpe wurde im 16. Jahrhundert gleichermaßen zum Zeichen für botanische Kenntnisse wie weltlichen Wohlstand. Kupferstich, Johan Troschol, um 1620. 19,2 x 12,2 cm.

o. re. **Konrad Johann Martin von Langenbeck** (1802–1851), Anatom und Chirurg. Kupferstich, Ludwig Emil Grimm. u. li. **Johann Christian Reil** (1759–1813), Physiologe. Lithographie: Heinrich Anton Dähling, 1811. 49,5 x 35 cm.

u. re. **Walter Hoffmann-Axthelm** (1908–2001), Zahnmedizinhistoriker. Fotografie, 1952. Alle Abbildungen: Bildarchiv Institut für Geschichte der Medizin, Berlin.

Naturwissenschaftler stützen sich gerne mit der Hand auf einen Totenschädel und blicken erhobenen Hauptes in die Ferne. Das tun sie, ohne sich dazu verabredet zu haben, seit Jahrhunderten. Auf Gemälden, Fotografien und Standbildern wurde die Pose festgehalten, sie gehört zu einem Gelehrtenbild fast ebenso wie der Gelehrte selbst.

In diesem Buch werden 21 Portraits vorgestellt, auf denen Wissenschaftler zu sehen sind. Das Kabinett der klugen Köpfe beginnt mit Dürers Portrait des Heiligen Hieronymus, eines Prototyps des neuzeitlichen Gelehrtenbildes, und reicht bis zum ›Arzt der Zukunft‹. Einige der abgebildeten Personen haben nie gelebt, aber alle sind legendär. Es geht daher in den Texten nicht immer um die dargestellten Figuren und ihre historische Bedeutung, sondern vielmehr darum, wie sie inszeniert wurden oder sich selbst inszenierten. Reale Wissenschaftler rücken über die Attribute, mit denen sie sich auf den Bildern umgeben, nahe an die Figuren aus Horrorfilmen oder Science Fiction-Utopien. Phantasiegestalten und seriöse Persönlichkeiten scheinen sich dabei gegenseitig zu inspirieren. Wer dieses Buch flüchtig durchblättert, wird nicht auf Anhieb sagen können, ob die ein oder andere portraitierte Person aus einem Film oder einem Labor stammt.

Dabei sind Naturwissenschaftler seit Ende des 18. Jahrhunderts sehr auf ihre äußere Erscheinung bedacht. Der Anstoß zu dieser Selbstreflexion kam von dem Züricher Geistlichen Johann Caspar Lavater (1741–1801). Der Pfarrer veröffentlichte Konturzeichnungen von Stirnprofilen, Nasenkrümmungen, Unterkiefern und Augenbrauen, die er mit Lebensläufen der schematisch Abgebildeten versah und daraus allgemeine Gesetzmäßigkeiten ableitete. Vereinfacht gesagt spiegelte sich der Hang zu Triebhaftigkeit in einem ausgeprägten Hinterkopf, während er geistige Regsamkeit aus besonders markanten Gesichtszügen, vorspringenden Knochenhöckern und

Nasenknorpeln oder auch einem energischen Kinn erkannte. Zunächst galten seine Thesen als unwissenschaftlich, bis Lavater zu seiner Verteidigung ein Instrument ersann, mit dem sich die Kontur der Stirn millimetergenau beschreiben ließ.<sup>1</sup> Fortan wurden Winkel gemessen, Abstände gezählt und Meßpunkte definiert und die Ergebnisse in Tabellen und Statistiken aufgezeichnet.

Diese durch ein Meßgerät fundierte und stets wiederholbare Aufschreibep Praxis erhob die »Phrenologie«, die Lehre von der Erforschung des menschlichen Geistes, erstmals zu einer wissenschaftlichen Methode.

Im Gegensatz zu den Thesen Lavaters, der die äußere Gestalt des Menschen als Spiegel seiner von Gott gegebenen Seele ansah, galten die Theorien des Arztes Franz Joseph Gall (1758–1828) fast als Blasphemie.<sup>2</sup> Der Pforzheimer Anatom behauptete, allein die Morphologie des Gehirns beeinflusse die Gaben des menschlichen Geistes. Gall betrachtete die Anatomie des Denkkorgans nicht nur nach seiner Form, sondern stellte erste Vermutungen darüber an, welche Areale für einzelne Fähigkeiten und Eigenschaften der Person zuständig seien. Prominente Zonen des Gehirns, so meinte Gall, müßten den äußeren Vorwölbungen der Schädeldecke entsprechen. Hatte Lavaters Schädelmeßinstrument zum Siegeszug seiner Thesen beigetragen, so erhielt Galls einfache aber eindrucksvolle Karte des Kopfes eine große Bedeutung für die Akzeptanz seiner Theorie. Anhand eines Modellkopfs mit markierten Eigenschafts-Arealen konnten seine zahlreichen Anhänger eigenständig Untersuchungen anstellen. Portraitbüsten antiker Philosophen wurden ebenso gedeutet wie die Köpfe von Königen, doch besonderes Interesse galt stets Literaten und Gelehrten. Gall rühmte eine knöcherne Wulst unter den Augenbrauen René Descartes und verglich sie mit den Augenhöhlen von Leibniz und anderen Mathe-

Johann Caspar Lavater nach einem Stich von Jos. Stöber, Frontispiz zu J. C. Lavater: Physiognomik. Zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe. Band 1. Wien 1829.

Vier »Klassen von Nasen« aus dem 4. Band des gleichen Werks. Beide Abbildungen: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart.

Von Gall beschrifteter Schädel. Charité Universitätsmedizin Berlin, Zentrum für Anatomie. Campus Mitte.

Frontispiz aus Vesals »De humani corporis fabrica libri septem«, dem ersten detailgetreuen Anatomiebuch von 1543. Der menschliche Schädel ist hier gleichsam Vanitas-Symbol wie Gegenstand wissenschaftlicher Neugierde. Bildarchiv Institut für Geschichte der Medizin, Berlin.

matikern; der greise Johann Wolfgang von Goethe untersuchte die sterblichen Überreste seines Freundes Schiller mit wissenschaftlichem Ehrgeiz, während Gall bereits begierig darauf wartete, wiederum Goethes Schädel seiner Sammlung einzuverleiben.

In frühen Portraits war der Schädel Symbol der Vergänglichkeit, mit dem Siegeszug der Anatomie wurde er ein Objekt wissenschaftlicher Neugier und damit zum Attribut der Naturforscher. Seit den Lehren Galls und Lavaters konnte er nun zusätzlich als ein Zeichen von Menschenkenntnis und abgeklärter Selbstreflexion gelten. Pompöse Perücken kamen aus der Mode, man zeigte wieder »Kopf«, und die Anfertigung von Scherenschnitten wurde zu einer beliebten Freizeitbeschäftigung, die nicht selten mit einem populär-phrenologischen Vergleich der Kopfformen endete. Das fröhliche Gesellschaftsspiel war alles andere als harmlos, denn der Anatom hatte die göttliche Ordnung gestört; es gab gute oder schlechte Schädel auf dem Hals eines Bürgers wie auf dem eines Königs. In diesem Punkt entsprach Galls medizinische Theorie dem neuen egalitären Bewußtsein nach der Französischen Revolution. Sie hielt sich lange im öffentlichen Gedächtnis, obwohl sie unter Physiologen und Anatomen schon bald als widerlegt galt.

Fast das gesamte 19. Jahrhundert hindurch war die Aufmerksamkeit der Neurophysiologen auf die Untersuchung des Gehirns mit Mikroskop, Skalpell und elektrischer Stimulation gerichtet, um jede kognitive Funktion einem spezifischen Areal zuzuordnen. Dabei half ihnen weniger die Untersuchung bedeutender, kluger Köpfe, wie sie Lavater und Gall kultiviert hatten, als vielmehr die Beobachtung von Patienten, die aufgrund von Verletzungen einzelne Strukturen ihres Gehirns eingebüßt hatten. Während sich die Hirnforschung dem Organ zuwandte, entstanden mit Anthropologie und Rassenkunde neue

medizinische Fachbereiche, die sich akribisch mit Äußerlichkeiten befaßten. Anthropologen erfanden eine unendliche Zahl an Meßreihen, mit denen alle Bestandteile des Menschen millimetergenau erfaßt wurden. Wie Nicole Schwager anhand der erkenntnisdienlichen Systematik des Pariser Polizeipräfekten Alphonse Bertillon schildert, konnten in der Kriminologie bald jedes Gesicht und jeder Daumenabdruck einer Karteikarte und einem Namen zugeordnet werden.

Auch wenn hier nur selbst definierte Details erhoben und nach einem selbst erdachten Prinzip geordnet wurden, waren sich viele Mediziner in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sicher, in absehbarer Zeit alle Funktionen des menschlichen Körpers in Formeln ausdrücken zu können. Zu dieser Zeit entstand unter anderem das Schaubild »Der Mensch als Industriepalast«, das Cornelius Borck am Ende dieses Bands beschreibt. Doch während die physiologischen Vorgänge im Inneren des Menschen als mechanische Abläufe, hormonelle Regelkreisläufe oder chemische Reaktionen entschlüsselt wurden, fehlten Naturgesetzmäßigkeiten, mit denen aus Gewebe und äußerer Erscheinung eindeutige Rückschlüsse auf die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten der beobachteten Patienten gezogen werden konnten. Schlimmer noch, mit der Psychoanalyse hatte der Neurologe Sigmund Freud eine Theorie der Seele aufgestellt, die statt körperlicher Eigenschaften äußere Einflüsse in entscheidenden Phasen der kindlichen Entwicklung für das menschliche Verhalten verantwortlich machte und diese mit Methoden untersucht, die eher den Geisteswissenschaften entlehnt zu sein schienen als der Medizin. Das Auseinanderklaffen von individueller Person und Identität auf der einen und anatomischen Gegebenheiten und biochemischen Gemeinsamkeiten auf der anderen Seite wurde in den 1920er Jahren als »Krise der Medizin« bezeichnet.<sup>3</sup> Während diese

Krise auf der einen Seite die Entwicklung der Psychosomatik beförderte, entstanden aus ihr neue Ansätze, aus der äußeren Gestalt Rückschlüsse auf Krankheitsdispositionen zu ziehen.

Der Marburger Neurologe Ernst Kretschmer landete mit seiner 1921 veröffentlichten Schrift »Körperbau und Charakter« einen Bestseller. Kretschmer unterteilte die Menschheit in die Gruppen der Pykniker, Athleten und Leptosomen, deren statistischen Idealtypen er typische Charaktereigenschaften zuschrieb. In statistischen Erhebungen unter psychiatrischen Patienten ordnete er den einzelnen »Typen« Anlagen zu Schizophrenie, Depressionen oder epileptischen Anfällen zu. Neben lehrbuchmäßigen Tabellen und Versuchsbeschreibungen enthielt Kretschmers Buch, wie schon die 120 Jahre zuvor erschienenen Werke Lavaters und Galls, ein umfassendes Kapitel über »Die Genialen«. Kopernikus, Newton, Kepler, Leibniz, Gall, Darwin, Pasteur und Koch wurden zu Pyknikern mit Neigung zur Schizophrenie erklärt; als Leptosome bekamen Albrecht von Haller, Goethe und Alexander von Humboldt ein manisch-depressives Temperament zugeordnet. »Körperbau und Charakter« wurde in den folgenden 40 Jahren in 24 Auflagen gedruckt und in neun Sprachen übersetzt. Dabei galt es nicht als populärwissenschaftliches Werk. Kretschmers Konstitutionstypen zählen bis heute zu dem regelmäßig abgefragten Wissen deutscher Medizinstudenten im Physikum.<sup>4</sup> Einmal gelehrt, hinterließen derartige Einteilungen tiefe Spuren in dem Bild, das sich Naturwissenschaftler von sich selbst und den herausragenden Vertretern ihres jeweiligen Fachs machten. Der Kult um die gelehrten Köpfe erreichte im Ärztestand seinen Höhepunkt, weil hier die Erforschung von Gesicht, Schädelform und Körperkonstitution Bestandteile der eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit waren.

In der ab den 1890er Jahren reüssierenden Rassenideologie wurde nationale Identität zu einer

»Leptosomer, Athletischer und Pyknischer Typ«, schematische Zeichnungen von Ernst Kretschmer, 1925.  
Ernst Kretschmer: Körperbau und Charakter. Untersuchung zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten. Berlin 1925.

erblichen Eigenschaft erhoben und mit Hilfe von Meßzirkeln überprüft. Das eigene Portrait galt dabei nicht selten als Referenz für die ideale Kopfform, wie in der nebenstehenden Abbildung, in der der Berliner Rassenkundler Bruno K. Schultz an sich selbst die Technik demonstriert, einen Nasenboden fotografisch maßstabgetreu zu vermessen. Die Vertreibung aller als »undeutsch« definierten Gelehrten erforderte es, eine jahrhundertealte Tradition der ›Deutschen Wissenschaft‹ zu konstruieren. Selbst ein so unverdächtiges Gebiet wie die Mathematik erhielt ab 1936 ein Fachorgan mit dem Titel ›Deutsche Mathematik‹, dessen Herausgeber sich im Editorial zur Rassenhygiene bekannte.<sup>5</sup> Die Berliner SS-Führer Bernward Gottlieb und Alexander Berg bemühten sich 1942, mit der Schrift ›Das Antlitz des germanischen Arztes in vier Jahrhunderten‹<sup>6</sup> aus den »rassischen Merkmalen« von 180 Gelehrten eine Tradition für die nach 1933 im Land verbliebenen Mediziner aufzubereiten.

Die Selbstinszenierungen von Medizinern und anderen Gelehrten lassen sich jedoch kaum als das Resultat eines streng wissenschaftlichen Diskurses verstehen, wie die Geschichte von Lavater bis Kretschmer im ersten Teil dieser Einführung nahe legen mag. Sie waren (und sind) Teil eines Reigens ganz gewöhnlicher Eitelkeiten. Wer im Jahr 1930 etwas auf sich hielt, bemühte sich um einen Eintrag in das ›Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft‹. Es bestand aus zwei in Leder gebundenen Folianten, auf deren 2124 Kupfertiefdruck-Seiten knapp zehntausend Persönlichkeiten beschrieben wurden. Einige mußten dort verzeichnet werden, sie waren zu berühmt, als daß man sie hätte auslassen können. Andere hatten Bedeutendes geleistet, aber ihre Wahrnehmung in der Öffentlichkeit entsprach nicht ihrem Bekanntheitsgrad. Ein Eintrag in dem Reichshandbuch konnte das ändern, mochte er noch so teuer sein. Etwa jede zweite lexikalische Skizze

Der Rassenbiologe Bruno K. Schultz (1901–1997) bei der Aufnahme seines Nasenbodens und das Ergebnis seiner Bemühungen. Heinrich Stöckler (Hg.): Die Leica in Beruf und Wissenschaft. Frankfurt/Main 1941, S. 295f.

Fototafeln zu dem Band August Sander: Antlitz der Zeit. München 1929. VG Bild-Kunst, Bonn.

wurde mit einer Abbildung illustriert. Prominente, wie der Filmkritiker Siegfried Kracauer, wurden vom Verlag angeschrieben und um eine Fotografie gebeten. Nach Angaben des Verlags wurden die Bilder allein nach gestalterischen Kriterien ausgesucht, zahlende Persönlichkeiten erhielten jedoch auf Wunsch einen Hausbesuch von der Verlagsfotografin Ruth Asch und konnten so sicher gehen, daß ihr Portrait nicht editorischer Willkür zum Opfer fiel. Die verschiedenen Köpfe sollten die Vielschichtigkeit der Weimarer Gesellschaft präsentieren: Eine Frau mit Bubischnitt steht neben dem kaisertreuen General im Husarenrock, ein Fabrikdirektor neben einem Zirkusartisten und der Filmregisseur mit Monokel neben dem weiß gekleideten Neurologen.

Fast zeitgleich mit dem ›Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft‹ veröffentlichte der Kölner Fotograf August Sander (1876–1964) den Band ›Antlitz der Zeit. Sechzig Aufnahmen deutscher Menschen des 20. Jahrhunderts‹.<sup>7</sup> Das Buch wurde von Walther Benjamin als ein »Übungsatlas« mit wissenschaftlichem Gesichtspunkt bezeichnet, der »frei von den wertenden Bildersammlungen der Charakterologie und Rassenkunde« sei.<sup>8</sup> Sanders ikonographische Typologisierung orientierten sich nicht an Schädelform oder Körperbau, er fotografierte die Menschen als Vertreter ihres Standes.

Auch diese erste systematische Sozialstudie der Fotografie hatte theoretische Vorläufer; 1917 hatte der Soziologe Max Weber in seinem populären Vortrag ›Wissenschaft als Beruf‹ auf die wirtschaftliche Stellung neuzeitlicher Gelehrter hingewiesen. Fotografien, auf denen sich Naturwissenschaftler mit einem Arbeitsgerät oder in ihrer Studierstube zeigen, stehen bis heute in der Tradition der Bildnisse von spezialisierten Handwerksmeistern. Dieses Selbstverständnis, einer Zunft anzugehören, spiegelt sich in vielen Bildern des vorliegenden Bandes, auf denen Laborsituationen und charakteristische Attribute zu

**Krankenhausdirektoren  
und Sanatoriumsleiter**

v. links nach rechts;  
oben: Behring, Volhard,  
Steinmeyer; mitte:  
Friedemann, Kehl,  
Hammerschlag;  
unten: Fraenkel,  
Kappis, Claus.

sehen sind. Die Ärztin Agnes Bluhm wird mit den Mäusen gezeigt, anhand derer sie ihre rassenkundlichen Theorien nachzuweisen sucht, Jacques Loeb ist in ein Experiment vertieft, der Sozialökonom Jeremy Bentham läßt neben seiner Leiche einen Arbeitstisch aufstellen, der Anatom Gunther von Hagens steht in einer Reihe mit seinen Plastinaten, und der Ethnologe Malinowski posiert inmitten der von ihm beobachteten »Wilden«. Diese Attribute machen sich die Inszenierungen fiktionaler Wissenschaftler zunutze. Für den Frankenstein-Film wurde eine komplexe Apparatur ersonnen, die Laboratmosphäre produziert, und die Filmfigur Robert Koch gewinnt im Sektionssaal besondere Glaubwürdigkeit. Im zeitgleich mit den Publikationen Malinowskis entstandenen »Dr. Moreau« Film, der das Vexierbild eines an der Grenze zwischen Mensch und Tier experimentierenden Humangenetikers zeichnet, wird der Wissenschaftler in einen weißen Tropenanzug gekleidet, mit dem er in der Fremde erkennbar bleibt und sich, wie der »teilnehmende Beobachter« Malinowski, von den Objekten seiner Forschung abhebt.

Die Geschichte der Wissenschaften präsentiert sich in den Bildnissen ihrer Protagonisten als eine Geschichte großer Männer.<sup>9</sup> In diesem Buch werden 18 Männer und drei Frauen portraitiert. Eine von ihnen, »Fräulein Doktor«, hat nicht einmal einen Namen. Allein, daß es Frauen gestattet wurde, sich als Ärztinnen niederzulassen, war im Jahr 1902 komisch genug, dieser Tatsache eine Karikatur zu widmen, die mehr über männliche Furcht als über weibliche Ärzte verrät. Gesellschaftliche Konventionen bestimmen den Wissenschaftsbetrieb wie kaum ein anderes Feld. Wer mitspielen möchte, muß die Choreographie des eigenen Faches beherrschen. Der französische Sozialforscher Pierre Bourdieu hat anhand einer Erhebung unter seinen Kollegen gezeigt, welche große Rolle es bereits bei der Benotung von Studenten spielt, ob sie die

**Zoologen und  
Veterinärmediziner**

v. links nach rechts;  
oben: Koch, Brandes,  
v. Frisch; mitte: v. Bohlen  
Hegewald, Zukowsky,  
Heck; unten: Aulmann,  
Gebbing, Nörr.  
Sämtliche Abbildungen  
der Bildtafeln aus:  
Reichshandbuch der deut-  
schen Gesellschaft.  
Das Handbuch der  
Persönlichkeiten in Wort  
und Bild. Berlin 1931.

Wertmaßstäbe ihrer Professoren teilen.<sup>10</sup> Ein feines Netzwerk bilden politische Überzeugungen, Mitgliedschaften in Vereinen oder Gruppen von Absolventen derselben Universität. Hochkomplexe Sprachcodes grenzen die einzelnen Fächer voneinander ab, sie lassen sich nicht durch das Lesen von Lehrbüchern erlernen, sondern üben sich allein im täglichen Umgang miteinander. Nicht selten ist die Fotografie eines Naturwissenschaftlers die einzige Äußerung von ihm, die wir einordnen und verstehen können. So gehorchen Wissenschaftlerportraits einer Ikonographie, die ähnlich aufwendig scheint wie die epistemologische Praxis komplexer Labortagebücher. Als biologisches Wesen muß ein Naturwissenschaftler den gleichen Gesetzen gehorchen, deren Gültigkeit er in seinen Experimenten zu belegen sucht. Es liegt deshalb nah, Zoologen neben Affen, Anthropologen neben Skeletten oder Bakteriologen neben Mikroben abzubilden. Alternativ dazu stehen mit dem Mikroskop, dem Meßzirkel oder dem Rechenschieber Instrumente bereit, die als Vehikel zugleich dem Beweis und der Visualisierung einer Forschungstheorie dienen.

Für Naturwissenschaftler ist der Körper ein Gegenstand experimenteller Beobachtung.<sup>11</sup> Die beobachtende Distanz zum Objekt trägt wesentlich zur Objektivität der Forschung bei. So entsteht, wann immer die Forscher sich selbst in Bildern präsentieren, ein interessantes Spannungsverhältnis zwischen dem eigenen Leib und dem Körper als Objekt. Film-»Wissenschaftlern« fehlt diese Distanz, sie stehen mit ihrer ganzen Person für eine Idee. Wenn reale Wissenschaftler sich bemühen, den eigenen Körper in Einklang mit ihrer Theorie zu präsentieren, wirkt es unseriös und erstaunlicherweise gar unwissenschaftlich. Spiegelt sich in den stolzen Blicken von Watson und Crick vor ihrer selbstgebauten DNA-Doppelhelixstruktur nicht doch etwas von dem Freudentanz wider, den Dr. Frankenstein vor seinem zum

Leben erweckten Monster vollführt? Die beiden Bildtafeln (S. 16 und S. 18) zeigen eine Zusammenstellung von Personen aus dem »Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft«. Jeweils neun Portraits wurden lediglich nach Angabe der Berufsbezeichnung auf einer Seite gruppiert. An äußeren Besonderheiten lassen sich diese Wissenschaftler nicht ihren jeweiligen Forschungsgebieten zuordnen, wenn sie nicht gerade ihren Löwen oder ihr Mikroskop bei sich tragen.

Für die Frage schließlich, woran man »gute« Wissenschaftler von gefährlichen unterscheiden kann, mag nur der Vergleich ihrer Theorien mit historischen Vorbildern Anhaltspunkte liefern und möglicherweise ein Geheimnis, das einst ein Fuchs dem Kleinen Prinzen auf einem fernen Stern verrät: »Man sieht nur mit dem Herzen gut, das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar«.

#### Anmerkungen

- |  |   |  |
|--|---|--|
| <p><b>1</b> Michael Hagner: Soziologie. Mainz 2001, S. 10.</p> <p>Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung. Göttingen 2004, S. 35-63.</p> <p><b>2</b> Olaf Breidbach: Die Materialisierung des Ichs. Zur Geschichte der Hirnforschung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1997, S. 65-90.</p> <p><b>3</b> Viktor von Weizsäcker: Soziale Krankheit und soziale Gesundung. Berlin 1930.</p> <p><b>4</b> Institut für medizinische und pharmazeutische Prüfungsfragen (Hg.): Gegenstandskatalog für den schriftlichen Teil der Ärztlichen Vorprüfung (GK 1). Teilkatalog »Medizinische Psychologie und medizinische</p> | <p>Soziologie. Mainz 2001, S. 10.</p> <p><b>5</b> William S. Shirer: Aufstieg und Fall des Deutschen Reiches. Frankfurt/Main 1963, S. 284.</p> <p><b>6</b> Bernward Gottlieb; Alexander Berg: Das Antlitz des germanischen Arztes in vier Jahrhunderten. Mit zweihundert Abbildungen. Berlin 1942.</p> <p><b>7</b> August Sander: Antlitz der Zeit. Sechzig Aufnahmen deutscher Menschen des 20. Jahrhunderts. München 1929.</p> <p><b>8</b> Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt/Main 1963, S. 59-63.</p> <p><b>9</b> Als Beispiel einer</p> | <p>Traditionspflege in Bildnissen ohne kritische Reflexion der dargestellten Personen und unter Ausblendung der Zeit zwischen 1933 und 1945: Angelika Keune: Gelehrtenbildnisse der Humboldt-Universität zu Berlin. Denkmäler, Büsten, Reliefs, Gedenktafeln, Gemälde, Zeichnungen, Graphiken, Medaillen. Berlin, 2001. Ein wunderschöner Katalog der National Portrait Gallery in London beschreibt die kulturhistorischen Hintergründe von Wissenschaftlerportraits der vergangenen 350 Jahre: Ludmilla Jordanova: Defining Features. Scientific and Medical Portraits 1660-2000. London 2000.</p> |
|--|---|--|

**10** Pierre Bourdieu: Homo Academicus. Frankfurt/Main 1998, S. 354-375.

**11** Der Aufstieg der Physiologie wurde daher als ein Prozeß kontinuierlicher Selbstentfremdung beschrieben: Werner Kutschmann: Der Naturwissenschaftler und sein Körper. Die Rolle der »inneren Natur« in der experimentellen Naturwissenschaft der frühen Neuzeit. Frankfurt/Main 1986.

**12** Adolf Weis: »... diese lächerliche Kürbisfrage ...« Christlicher Humanismus in Dürers Hieronymusbild. Zeitschrift für Kunstgeschichte 45 (1982), S. 195-201.

**Mabuse** war der Künstlername des niederländischen Malers Jan Gossaert (1478–1532). Dieser Schädel mit verdrehtem Unterkiefer gilt als eine der ersten Darstellungen eines isolierten Totenkopfes als Vanitas-Symbol.<sup>12</sup> Er ist dort nicht Attribut einer Person, sondern vielmehr auf die Rückseite eines Bildes mit zwei Flügeln gemalt, dessen Vorderseite einen wohlhabenden Bürger und eine Maria mit Kind zeigt. Jean Gossaert, dit Mabuse. Diptichon Carondelet (recto), 1517, Öl auf Holz, 42,5 x 27 cm. Musée Louvre, Paris.